

Osttiroler Heimatblätter

Heimatkundliche Beilage des „Osttiroler Bote“

42. Jahrgang

Donnerstag, 29. August 1974

Nummer 8

Dipl.-Ing. K. P. Meirer:

Forstgeschichte Osttirols

Der Wald in vorgeschichtlicher Zeit

Um die Veränderungen im Waldbild in vorgeschichtlicher Zeit zu erklären, ist es wichtig, eine Übersicht über die Klimaänderungen und Klimaschwankungen zu geben.

Während der stärksten Vergletscherungen wurde die Flora der Alpen zum Teil vernichtet, zum Teil in andere Gebiete verdrängt. In den nicht vergletscherten Gebieten der W-, O- und S-Alpen konnte sich wenigstens eine hochalpine Flora erhalten. Nimmt man an, daß die Schneegrenze in der Eiszeit um 1000 bis 2000 m tiefer lag als heute, und daß damals ebenfalls ein Höhenunterschied zwischen der Baumgrenze und Grenze des ewigen Schnees bestand, so gelangt man zu dem Schluß, daß während der Eiszeiten jeglicher Baumwuchs im Gebiet der Alpen unmöglich war. Gegenüber dem jetzigen Klima war die Flora der drei Interglazialzeiten während der Quartäreiszeit wärmeliebender als heute. Nach der Würmeiszeit, also nach dem Zurückweichen der letzten Gletscher, kam es zur starken Ausbreitung der verschiedenen Florenelemente, wobei aber neuerlich kleine Gletschervorstöße immer wieder heranzog und zurückdrängend wirkten.

Der Übergang des eiszeitlichen Klimas zum heutigen ging nicht gleichmäßig vor sich, sondern es lagen dazwischen feuchtere und trockenere, sowie kältere und wärmere Klimaperioden.

Die boreale Zeit wies kontinentales Klima mit Trockenheit und höherer Sonnenwärme auf. Die darauf folgende atlantische Zeit war warm und gleichzeitig feuchter. Am Ende der atlantischen Zeit trat eine Trockenperiode ein. Dieser Zeitabschnitt führt wegen der Ähnlichkeit mit der borealen Zeit den Namen subboreale Zeit. Auf diese folgte eine Klimaänderung, gekennzeichnet durch Zunahme der Niederschläge und Abnahme der Temperatur. Die Periode dieser klimatischen Verhältnisse wird als subatlantische Zeit bezeichnet und als gegenwärtig noch andauernd angenommen, denn das heute bei uns herrschende Klima dürfte nicht wesentlich von dem verschieden sein,

das für das Subatlantikum als charakteristisch angenommen wird.¹⁾

Die Klimaverhältnisse

Den starken Klimaänderungen zufolge machte auch das Waldbild Mitteleuropas Wandlungen durch. Diese Veränderungen, die sich im Auftreten der einzelnen Arten und Häufigkeit ihres Vorkommens auswirkten, waren außer vom Klimawechsel auch von der verschiedenen Ausbreitungsgeschwindigkeit der einzelnen Holzarten abhängig. Im folgenden seien nun Anschauungen zusammengefaßt, die sich auf den Verlauf der Wald- und Baumgrenze beziehen.

In der borealen Zeit beschränkte sich die Fichte noch auf Gebirgslagen der Alpen und Karpaten, später auch auf das nördliche Vorland der Hochgebirgskette. Auf Grund der Firnbasschen Untersuchungen des Moores über den Tülsunasee in 2200 m Höhe wird angenommen, daß in dieser Zeit die obere Grenze der waldbildenden Holzarten bedeutend höher lag als heute. Die Baum-

grenze dürfte 300 bis 400 m höher verlaufen sein.

Die Zirbe dürfte neben der Fichte schon in der borealen Zeit an der Bildung der Waldgrenze wesentlichen Anteil genommen haben.

Für die atlantische Zeit (ca. 5600 bis 2500 v. Chr.) wird eine gegenüber der jetzigen, höhere Lage der Waldgrenze und auch anderer Vegetationsgrenzen angenommen. Außerdem erfolgte eine Ausbreitung der Alpenrose und ein Zurückgehen der Lärche und Zirbe.

Auch die subboreale Zeit (ca. 2500 bis 900 v. Chr.) dürfte eine höherliegende Waldgrenze aufgewiesen haben.

Die subatlantische Zeit (ca. 900 v. Chr. bis 1500 n. Chr.), die mit einer Klimaverschlechterung einsetzte, hatte einen starken Rückgang der Nord- und Höhengrenzen zur Folge. Sie dürfte den heutigen Verhältnissen ähnlich gewesen sein.²⁾

Nach einer viele Jahrtausende währenden nacheiszeitlichen Entwicklung der Böden,



Zirbenwald im Trojer-Almtal/Def.

Foto: H. Waschgl

Standorte und Vegetation bot sich zu Beginn der menschlichen Besiedlung also vermutlich ein Waldbild dar, das mit urwüchsigsten Baumarten — bestehend in den tieferen Lagen von Buche, Eibe, Kiefer, in den höheren aus Fichte, Lärche und Zirbe — mehr oder minder das ganze Land bedeckte.

Die Änderung des Waldbildes in geschichtlicher Zeit

Um die Vorgänge der Siedlungsgeschichte besser zu begreifen, ist es nötig, die Umwelt kennenzulernen, in denen sie sich vollzogen.

Unsere Berge werden damals kaum anders ausgesehen haben als heute, jedoch reichten die Gletscher weniger weit herab, der Wald höher hinauf — beides die Folge eines wärmeren und trockeneren Klimas. Da und dort sind im Laufe der Zeit Felszacken heruntergebrochen, sodaß einzelne Berggestalten eine Änderung erfuhren. Wichtiger sind aber die großen Bergstürze, die sich ereigneten, und die Erosion (der Bodenabtrag), die Mulden, Löcher und Schluchten entstehen ließ, die Verwitterung, die große Schutthalden schuf, sowie schließlich Murgänge, die das Material zu Tal brachten und dort oft riesige Schwemmkegel bildeten.

Die Talsohle selbst war zum Teil mit Schuttmassen und Felsblöcken bedeckt, die ein Gemisch von Bergstürzmassen, aber auch von Moränenschutt darstellten.²⁾

Große Veränderungen haben sich auch im Laufe der Zeit an den Seen unseres Landes vollzogen. In der trockenen und warmen Bronze- und frühen Hallstattzeit, also in der Zeit zwischen 2000 und 900 v. Chr., trat eine starke Vermoorung vieler Alpenseen ein. Schneearmut und Trockenheit hatten Niederwasserstände hervorgerufen und den Zufluß der Seen so gemindert, daß sie allmählich zu Mooren wurden. Die Bäche haben Jahr für Jahr Schutt zugeführt und abgelagert, so daß die Seen immer seichter wurden und sich ihre Ufer verschoben. Alte Seebecken treten uns als Moore vor Augen oder sind durch ihre Anfüllung mit geschichteten Sanden zu erkennen. Ofters erinnern Ortsnamen an Seen, die zur Zeit, als der Ortsname geschaffen wurde, noch vorhanden waren, so z. B. Messensee bei Sillian.⁴⁾

Die meisten unserer Hochtäler sind Hängetäler. Da das Haupttal durch die Gletschervorstöße eine Niveausenkung erfuhr, bricht der Talboden der Seitentäler mit einer Stufe ins Haupttal ab. Die rückschreitende Erosion des Talbaches hat häufig in diese Mündungsstufe eine Schlucht eingeschnitten und den alten Talboden ganz oder zum Teil zerstört. In solche Täler ist der Zugang aus dem Haupttal und im Zusammenhang damit auch das Eindringen der Siedlung erschwert worden, so daß es lange Zeit unterblieb. Es bildeten sich sogenannte Punktensiedlungen mit ihrem dazugehörigen Kulturland; zwischen diesen Siedlungen blieb unbesiedeltes Land, Urwald oder dort und da Ödland hestehen.⁵⁾

In vielen Hochtälern ist der Wald im Tal-schluß sowohl am Boden, wie an den Hängen stärker gelichtet worden als in den vorderen Talteilen. Die Höhengrenze des Waldes senkt sich nämlich an den beiderseitigen Hängen solcher Hochtäler gegen

das Talinnere; sie liegt im Vordertal höher als im Innertal. Der Waldgürtel, der das Tal in seinem innersten Teil umschließt, ist demnach schmaler und von den Lawinen leichter zu durchbrechen. Die Lawinen vermochten so bis zum Talboden herab durchzubrechen und auch den hier stehenden Wald zu lichten. Die Massen des festgeballten Lawinenschnees blieben oft weit in den Sommer hinein liegen und verkürzten die Wachstumszeit derart, daß Holzgewächse nicht mehr gedeihen konnten. Solche von Natur aus waldarmen Gebiete sind schon sehr früh für die Almwirtschaft herangezogen worden. Im vorderen und mittleren Tal setzte hingegen die stärkere Bewaldung und ungünstigere Geländebeschaffenheit der landwirtschaftlichen Nutzung größere Schwierigkeiten entgegen.

Die Geschichte der Besiedlung und der Grundbesitzverhältnisse

Es gibt keine Quellen, die unmittelbar darüber Aufschluß geben, wie die Besitzergreifung und Besiedlung durch die eingewanderten Völker vor sich ging; daher können wir uns nur aus den Verhältnissen späterer Zeit, aus den Umständen, in denen wir auf Grund und Boden, Siedlungen und Volk in den späteren Jahrhunderten treffen, ein Bild des mutmaßlichen Herganges zusammenstellen.⁶⁾

Zur Zeit, als die ersten Bauern am Inn und an der Etsch, am Eisack und an der Rienz ihre Wirtschaft anfangen, war der Wald anders in seiner Zusammensetzung als heute; es gab viel mehr Laubwald. Auf den Hochflächen, die bei uns in Tirol „Mittelgebirge“ genannt werden und als breite Stufen in die Berghänge unserer Haupttäler eingebaut sind — meist sind es Reste alter Talböden, sogenannte „Trogschultern“ — und ebenso an den unteren Teilen der Hänge, breitete sich in der Urzeit ein lichter Wald von Linden, Buchen und Eichen aus. In späteren Zeiten begann der Laubwald gegenüber Fichten und Föhren zurückzutreten, aber noch lange behauptete er eine weit größere Ausdehnung, als er heute besitzt.⁷⁾

Für die Wahl eines Siedlungsplatzes war die Sicherheit vor regelmäßig wiederkehrenden Elementarschäden, wie Überflutung, Vermurung, Verlahnung (Verschüttung durch Lawinen) usw. bestimmend. Der Wohnplatz mußte ferner die Möglichkeit bieten, jenen Teil des zugehörigen, benutzungsfähigen Grundes, der im Hinblick auf seine Bearbeitung öfters besucht werden mußte, leicht zu erreichen.⁸⁾

Ganz irrig ist, laut Wopner,⁹⁾ die oft gemachte Voraussetzung, daß die ersten Siedler sich das fruchtbarste Gelände einer Gegend ausgewählt haben. Fehlte ihnen schon die Erfahrung, die für eine solche Feststellung nötig gewesen wäre, so stand zudem bei der ersten Niederlassung häufig der Gesichtspunkt im Vordergrund, sich auf waldfreiem oder doch walddarmem Boden niederzulassen; man verfügte ja nicht über Vorräte, welche es ermöglicht hätten, Rodungsarbeiten zu leisten, die nach einigen Jahren Ertrag brachten, sondern man mußte trachten, möglichst bald dem Boden einen Ertrag abzurufen und Weide für die Haustiere zu finden.

Ein Großteil der Siedlungen unserer Heimat weist in seinen Beziehungen zum Ge-

lände eine starke Regelmäßigkeit auf. Gewisse Geländeformen werden sichtlich von der Siedlung bevorzugt. Vor allem sind es die Schuttkegel und Terrassen, welche die Mehrzahl unserer älteren landwirtschaftlichen Siedlungen tragen; sie bieten Sicherheit gegen die in älterer Zeit regelmäßig wiederkehrenden Überflutungen, welche die eigentliche Talsohle zu ständiger Besiedlung ungeeignet machten. Außerdem war der Boden des Schuttkegels trockener und leichter zu bearbeiten als der schwere, fruchte Boden der Talsohle. Klimatisch boten die Schuttkegel gegenüber der Talsohle jene Vorteile, welche mit dem Gesetz der Temperaturumkehr zusammenhängen.

Gleich den Schuttkegeln wurden auch die über den heutigen Talhöden erhobenen Terrassen, die Hoch- und Niederterrassen, von der Siedlung, der sie ähnliche Vorteile bieten wie die Schuttkegel, seit alters bevorzugt.

Das Streben, Siedlungen auf Punkten anzulegen, welche die Möglichkeit leichter Verteidigung bieten, führte in unruhigen Zeiten, vor allem in einzelnen Perioden der Vorgeschichte zu einer Wahl von Siedlungspunkten, welche mit der bisher geschilderten Regel nicht übereinstimmen.

Als Kulturland treten zwar zu allen Zeiten die Terrassen- und Wiesenflächen in den Vordergrund, für die Wohnsiedlung wählte man mit Vorliebe isolierte Hügel, Ausschnitte am vorderen Terrassenrand, vor springende Sporn usw., kurz, Siedlungsplätze, die von allen Seiten oder doch von drei Seiten her schwer zugänglich und deswegen leichter zu verteidigen waren.

Siedlungen, die heute auf dem breiten Boden der Haupttäler angetroffen werden, sind überwiegend jüngerer Entstehung. Anders in den Nebentälern; dort wurde, da deren Terrassen für Dauer-siedlungen bereits zu hoch liegen, schon früher als in den Haupttälern der Talboden für Wohnsiedlungen verwendet.

Außer der Form des Geländes üben auch die klimatischen Bedingungen bedeutenden Einfluß auf die Verteilung der Siedlung über das Gelände aus. Im allgemeinen bevorzugt die landwirtschaftliche Siedlung ganz entschieden die Sonnseite, so daß in manchen Tälern überhaupt, wie im östlichen Pustertal, nur diese Wohnsiedlungen trägt.¹⁰⁾

Die Besiedlung war jedenfalls unter den gegebenen Umständen nur eine ganz dünne. Zur harten Rodungsarbeit entschloß sich der Mensch der Urzeit nur schwer; erst allmählich hat der Druck der anwachsenden Volksmenge die Durchführung von Rodungen erzwungen.¹¹⁾

Fortsetzung folgt

1) Schreckenthal G., Beiträge zur Frage des Waldrückganges in Tirol. Zentralblatt f. d. ges. Forstwesen Jg. 59, H. 3, S. 85 f.

2) Schreckenthal G., Beitrag z. Fr. d. Waldrückg. I. T. Jg. 59, H. 3, S. 68 f.

3) Wopner H., Bergbauernbuch, Bd. 1, S. 48.

4) Wopner H., Bergbauernbuch, S. 49.

5) Wopner H., Bergbauernbuch, S. 55.

6) Deutschmann A., Zur Entstehung des deutsch-tiroler Bauernstandes im Mittelalter, Innsbruck 1913.

7) Wopner H., Bergbauernbuch, S. 52.

8) u. 9) Wopner H., Geschichtliche Heimatkunde. Eine Anleitung zur Erarbeitung heimatkundlicher Kenntnisse; Tiroler Heimat, Innsbruck 1926, H. VII.

10) Deutschmann A., Zur Entstehung des deutsch-tiroler Bauernstandes im Mittelalter, Innsbruck 1913.

11) Schreckenthal G., Beiträge z. Fr. d. Waldrückganges I. T., Jg. 59, H. 3, S. 74.

Dr. P. Florentin Nöthegger

Die Bilder der Ordensstifter im Klosterkreuzgang zu Lienz

(6) Siehe hierzu die Nummer 1 bis 5/1973!



Bild des hl. Kajetan

IV. Südwelt:

(18.) Der hl. Kajetan, gestorben 1547. Fest am 7. August. Abgebildet mit einer Lilie, in der Höhe ein Kreuz. Er wurde um 1480 zu Tiene in Oberitalien geboren, war Doktor beider Rechte und stand in päpstlichen Diensten. 1516 wurde er Priester. Um ihn sammelte sich eine Gemeinschaft, woraus 1524 der Orden der Theatiner mit der Augustinerregel erwuchs, so genannt nach der Stadt Theate (jetzt Chieti). Der Orden war ganz auf die göttliche Vorsehung aufgebaut, sodaß er weder Besitz haben noch Almosen sammeln durfte. Die Theatiner machten sich durch feierlichen Gottesdienst, eifrige Predigt und Reform der Sitten im Klerus und Volk sehr verdient. Bei uns waren Theatiner in Salzburg; ihre ehemalige Kirche St. Kajetan ist jetzt Kirche der Barmherzigen Brüder. In München ist die prächtige Kirche St. Kajetan nach dem Vorbild von St. Peter in Rom erbaut worden. Ein besonderes Ordenskleid haben die Theatiner wie manche Orden des 16. Jahrhunderts nicht, sondern sie tragen den schwarzen Talar. Heute zählen sie kaum noch 200 Mitglieder.

(19.) Der heilige Johannes von Gott, gestorben 1550. Fest am 8. März. Er stammte aus Gruada in Spanien, zog als Soldat auch durch Österreich und Ungarn in den Kampf gegen die Türken und wurde dann Buchhändler. Durch eine Predigt bewogen, verteilte er seinen ganzen Besitz unter die Armen und widmete sich ganz der Pflege der Kranken, besonders der Geisteskranken, für die damals niemand sorgte. Bei einem Brande trug er Kranke aus dem



Bild des heiligen Johannes von Gott

Feuer heraus und blieb selbst unverletzt. Oft wird er auf Bildern bei diesem Liebeswerk dargestellt, auf unserem Bild aber mit einer Dornenkrone auf dem Haupt und einem Kreuz in der Hand. Bei seinem Tode hatte er 12 Gefährten, den Grundstock zum Orden der Barmherzigen Brüder. In Italien heißen sie „Fatebenefratelli“ d. h. „Tut Gutes, Brüder“, weil Johannes seine Gefährten immer wieder mit diesen Worten zu den Werken der Nächstenliebe aufforderte. Die Barmherzigen Brüder haben die Augustinerregel, ein schwarzes Ordenskleid mit Ledergürtel und schwarzem Skapulier. In Österreich haben sie derzeit Spitäler in Wien, Graz, Salzburg, St. Veit in Kärnten usw., im ganzen über 2000 Mitglieder in allen Erdteilen (in Österreich nur 55 im Jahre 1972). Nur ganz wenige werden zu Priestern geweiht für die Seelsorge in den Spitälern. Die Verdienste der Barmherzigen Brüder um die Pflege der Kranken ohne Unterschied der Konfession sind ungeheuer groß und ihre Spitäler sind überall mit den modernsten Einrichtungen für das Wohl der Kranken eingerichtet.

(20.) Der heilige Ignatius, gestorben 1556. Fest am 31. Juli. Er war ein Spanier, geboren auf dem Schloß Loynla, zuerst Soldat. Als er verwundet und krank war, faßte er beim Lesen einer Heiligenlegende den Entschluß, sich ganz dem Dienste Gottes zu weihen. In der Einsamkeit von Manresa machte er eine Schule des geistlichen Lebens durch, die er in seinem Exerzitienbüchlein niederschrieb. Ob schon fast 40 Jahre alt, studierte er noch, um die nötige Vorbildung zum Priestertum zu erlangen. 1537 wurde er mit 40 Jahren



Bild des heiligen Ignatius

Priester. Schon vorher fand er in Paris gleichgesinnte Gefährten, besonders den hl. Franz Xaver, mit denen er 1534 die „Gesellschaft Jesu“ gründete, welche 1540 vom Papst bestätigt wurde. Jedoch übernahm er keine der alten Ordensregeln, sondern schrieb eine neue, angepaßt an den Zweck seines Ordens, nämlich für apostolische Tätigkeit jeder Art sich dem Papst zur Verfügung zu stellen. Ignatius starb 1556 in Rom. Die Jesuiten waren für die damalige Zeit das Werkzeug Gottes, um den katholischen Glauben zu befestigen. (Auch die alten österreichischen Gymnasien sind aus Jesuitenschulen entstanden). Durch Volksmissionen haben sie besonders Tirol wieder katholisch gemacht; der hl. Petrus Canisius, der auch in Innsbruck wirkte und deshalb Patron unserer Diözese ist, verfaßte den berühmten praktischen Katechismus. Auch in den Missionen wirkten die Jesuiten, vor allem der hl. Franz Xaver, äußerst verdienstlich. In Bolivien stehen z. B. noch Kirchen, die sie mit den Indianern erbaut und kunstvoll ausgestattet haben. Die Feindschaft der Regierungen von Frankreich, Spanien, Portugal zwangen 1773 Papst Clemens XIV. dazu, daß er den ganzen Orden der Jesuiten aufhob. Trotzdem gab es interessanterweise gerade in Rußland weiterhin Jesuiten. Von dort aus verbreiteten sie sich wieder und 1814 wurde der Orden wiederhergestellt. Heute sind sie der größte Orden mit 31.000 Mitgliedern und wirken bei uns als Lehrer an der Universität Innsbruck, an den Gymnasien Kalksburg bei Wien und Stella Matutina in Feldkirch, als Volksmissionäre und besonders durch die Marianischen Kongregationen für alle Stände. Auf dem Bild dieses Kreuzunges

ist der hl. Ignatius dargestellt mit der „Nachfolge Christi“ in der Hand, denn in diesem Büchlein las er täglich. Im Hintergrund des Bildes ist eine Bibliothek, ein Hinweis auf die Verdienste der Jesuiten um die Wissenschaft.

Johann Trujer

Wurzengraber, Lerggetbohrer und Grantenklauber

Der „Wurzelgrabersepp“ ist als schrullige alpenländische Volkstypen dank seiner Aufnahme in die Poesie von Genrebildern, Volksstücken und -geschichten heute noch sicherer Begriff, wenngleich ihm Zeit und Umstände längst schon das Handwerk gelegt haben. Trotzdem finden mannhafte Kehlen immer noch den „Enzeler“ vor, dessen Rittertolfe bekanntlich das Lehen veräußen.

Die Konzession, Enzianwurzeln zu graben, erteilte die Gemeinde. Und es überrascht, wenn beispielsweise laut Gemeindefachrechnung Innervillgraten 1849/50 „von der Verbachtung der Jägercy 18 fl. und von der Verbachtung der Enzianner Wurzeln Graben 15 fl.“ eingenommen wurden. Dieser nahezu gleich hohe Pachtzins erhellt eine Taxierung, die angesichts heutiger Jagdpachthöhen erstaunen mag. Beide Pachten zusammen machten damals 10 Prozent der gesamten Budgeteinnahmen aus. So wird das Interesse der Gemeinde, Wurzelgraberinteressenten zu finden, verständlich. Laut Ratsprotokoll beschloß noch 1890 der Ausschuß, „das Graben der Enzianwurzeln zu verpachten, wenn ein annehmbarer Pachtpreis erzielt wird“.

Aber auch auf der Nachfrageseite war Interesse vorhanden, zumal in den Jahrzehnten 1850-80 die Schnapshronnerin Maria Gruber im Ruschlet-Soldhäusl das Gewerbe betrieb und 1874 „gegen die Wurzengraber in Wahlen“ Beschwerde führte.

Am meisten dürfte der punktierte Enzian gegraben worden sein, so daß er weitgehend ausgerottet wurde. Die Schonzeit seither aber hat seine neuerliche Ausbreitung gefördert.

Ein anderes Gewerbe, das hierzulande in der 2. Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch ausgeübt wurde, war das Pechklaubern und Lerggetbohren. Fichtenharz ist mundartlich „Pech“, Lärchenharz „Lörgant“*. Die Gemeindefachten von I. Villgraten vermerken diese Konzession für genannten Zeitraum mehrfach. Diesen Pacht hatten Auswärtige inne. 1875 war Alois Duregger, 1880 Alois Kerber in Ehrwald und 1880 Josef Jäger in Niederdorf Pechpächter. Noch 1883 beschloß der Gemeinderat, „Pech und Lergget“ zu verpachten, obwohl die Tiroler Forstbehörde schon seit mehreren Jahren mit der Bewilligung geizte, wobei die Provisorische Waldordnung 1839 und das Kaiserliche Patent 1853, in denen das Sammeln von Baumrüssen als Erstnebenbenutzung mit Kautelen belegt wurde, angezogen wurden. 1895 wurde der tirolische Abgeordnete Schorn mit einer diesbezüglichen Interpellation an den Ackerbauminister vorstellig, um dieser Waldschädigung ein Ende zu machen.

Hener war ein gesegnetes Beerenjahr. Für das Kilo Preiselbeeren konnte man bis zu 40.— S lösen. Im allgemeinen wird das Beerenpflücken weder von privaten noch öffentlichen Besitzern eingeschränkt. Das-

selbe gilt vom Pilzsammeln durch Einheimische und Fremde, wenngleich sogar Leute aus Sappnda eigens jedes Jahr kommen, um im Ahrntal (I. V.) „Schwämme“ zu sammeln.

Einen einmaligen Handel schloß die Gemeinde A. Villgraten laut Ratsprotokoll 1024:

„Bezüglich der Preiselbeeren im Luig (Gemeindefach) wird beschlossen, dieselben gegen Haltung des Telefons Herrn Peter Leiter, Wirt, zu überlassen, wogegen sich Peter Leiter verpflichtet, die Ware gegen Tagespreis mittels Ausgabe von Karten zu erlangen und ohne Karte niemand zum pflücken genannter Beere berechtigt ist.“

1921 wurde die Telefonleitung ins Villgratental eröffnet. Die einzige Sprechstelle für die Gemeinde A. V. war in den ersten Jahren im Gasthof „Alpenrose“, in dem sich seit 1904 auch eine Gemischtwarenhandlung und die Trafik befanden, untergebracht. Der Wirt war ein richtiger Fremdenverkehrspionier. Er scheiterte an der Ungunst der Zeitläufe und örtlichen Umstände. Auf seinem gedruckten Hausprospekt (1930) offeriert er auch die „Granten“:

„Bitte, machen Sie einen Versuch mit den nur mit reinem Zucker eingekochten Beerenprodukten-Spezialitäten vom Ursprungs-orte.“

Preiselbeeren mit 60 Prozent Zucker eingekocht, eine 5 kg Postdose, franko S 9.50. Heidelbeeren-, Roteholler- und Berberitzen-Sulze usw. Zur Saison frische Heidel- und Preiselbeeren, Berberitzen, Hagebutten usw.

Bitte, denken Sie bei eintretendem Bedarf an mich und verlangen Sie Offert von Peter Leiter, Gebirgsbeeren-Einkocherei Außervillgraten (Silltan).“

* Der einzige Flurname, der sich auf die Harzgewinnung beziehen dürfte, betrifft eine Stelle im Hochwald des Thurmtalers/ A. V., nämlich „han Lörgantkastn“.

Schont und schützt die Alpenblumen!

Folgende Alpenblumen sind in Tirol vollständig geschützt!

Edelweiß	Leontopodium alpinum
Edelraute	Artemisia mutellina
Schwarze Raute	Artemisia genipi
Frauenschuh	Cypripedium calceolus
Türkenbund	Lilium martagon
Feuerlilie	Lilium bulbiferum
Innsbrucker Küchenschelle	Pulsatilla oenipontana
Schneerose	Helleborus niger
Seerose	Nymphaea alba
Teichrose	Nuphar luteum



Bild des heiligen Philipp Neri
Fotos: H. Waschger

(21) Der heilige Philipp Neri, gestorben 1505, Fest am 26. Juni. Der hl. Philipp Neri wurde 1515 in Florenz geboren und starb 1595 in Rom, wurde also 80 Jahre alt. Er ist der Lieblingsheilige der Römer, sie nennen ihn einfach „il Santo“ (der Heilige), wie man in Padua den hl. Antonius so nennt. Philipp war zuerst Kaufmann und wurde erst mit 36 Jahren Priester. Er wohnte mit mehreren Priestern in einem Hause und veranstaltete für sie und für junge Theologen Konferenzen mit Erklärungen der Hl. Schrift. Auch wurden öfters geistliche Gesänge mit Musikbegleitung vorgelesen. Weil diese Versammlungen in einem Betsaal (= Oratorium) stattfanden, erhielt die Musik, die sich daraus allmählich zu einer eigenen Kunstform entwickelte, den Namen „Oratorium“. Aber auch die Vereinigung, die sich um Philipp bildete und durch Predigt, Katechese, Krankenbesuche und schriftstellerische Tätigkeit sich verdient machte, erhielt den Namen „Oratorianer“. Sie besteht heute noch mit etwa 480 Mitgliedern. Eigentlich sind sie keine Ordensleute, weil sie keine Gelübde ablegen, sondern sind Weltpriester, die gemeinsam leben. In Wien waren Oratorianer bis Joseph II. In Bayern waren Oratorianer (auch Nerianer genannt) zuletzt noch bis 1890 in Aufhausen in Bayern. Jetzt sind sie in München und an anderen Orten Deutschlands wieder eingeführt. Jedes Mans ist für sich selbständig. Die Oratorianer haben große Gelehrte hervorgebracht, besonders in England traten ihnen hervorragende Konvertiten bei z. B. Kardinal Newman und der geistliche Schriftsteller William Faber.